

Maxim Gorki

**Gespräch mit
einem Millionär**



Peter Franz

**Ist das Abendland
eigentlich christlich?**

Rudi Kurz

Hamlet im Mai



Gespräch mit einem Millionär

Die Stahl-, Petroleum- und alle sonstigen Könige der Vereinigten Staaten brachten meine Phantasie stets in Verlegenheit. Ich konnte mir Besitzer von so viel Geld nicht als gewöhnliche Menschen vorstellen. Mir schien, jeder von ihnen müsse mindestens drei Mägen haben und im Mund so an die hundertfünfzig Zähne. Ich war überzeugt, daß ein Millionär tagtäglich von sechs Uhr früh bis zwölf Uhr nachts ununterbrochen – ohne Pause – ißt. Er vertilgt die teuersten Gerichte: Gänse, Truthühner, Spanferkel, Radieschen in Butter, Pudding, Kuchen und andere leckere Dinge. Gegen Abend sind seine Kiefer von der Arbeit so erschöpft, daß er sich die Speise von Dienern vorkauen läßt und sie nur noch schluckt. Schließlich ist er völlig entkräftet, und die Diener tragen den in Schweiß Gebadeten und nach Atem Ringenden ins Bett. Am Morgen aber, um sechs Uhr, führt er sein qualvolles Leben fort. Doch selbst bei einer solchen Anspannung aller Kräfte kann er nicht einmal die Hälfte der Zinsen seines Kapitals verzehren. Das ist natürlich ein schweres Leben. Aber was soll er machen? Was für einen Sinn hätte es, Millionär zu sein, wenn man nicht einmal mehr essen könnte als ein gewöhnlicher Mensch? Mir schien, er müsse Wäsche aus Brokat tragen, seine Stiefelabsätze seien mit goldenen Nägeln beschlagen, und statt eines Hutes habe er ein Ding aus Brillanten auf dem Kopf. Sein Gehrock, aus dem teuersten Samt genäht und mindestens fünfzig Fuß lang, sei mit nicht weniger als dreihundert goldenen Knöpfen verziert. An Feiertagen ziehe er acht Gehröcke und sechs Paar Hosen auf einmal an. Freilich – das ist unbequem und hinderlich beim Gehen ... Aber wenn man so reich ist, kann man sich schließlich nicht wie alle andern kleiden.

Die Tasche eines Millionärs hielt ich immer für eine Art Grube, in der man mit Leichtigkeit eine Kirche, das Senatsgebäude und alles sonst noch Nötige unterbringen könnte. Allerdings, während ich mir das Fassungsvermögen des Bauches eines solchen Gentleman etwa wie den Laderaum eines soliden Ozeandampfers vorstellte, konnte ich mir von der Länge seiner Beine und Beinkleider kein richtiges Bild machen. Allein ich dachte, die Decke, unter der er schläft, müsse mindestens eine Quadratmeile groß sein. Und wenn er Tabak kaut, so natürlich den besten und gleich zwei Pfund auf einmal. Sollte er hingegen schnupfen, dann nicht weniger als ein Pfund bei jeder Prise. Geld will eben ausgeben sein ...

Seine Finger sind erstaunlich feinfühlig, durch Zauberkräfte können sie sich nach Wunsch verlängern: Wittert er in New York, daß irgendwo in Sibirien ein Dollar reif geworden ist, so streckt er seine Hand über die Beringstraße und pflückt seine Lieblingsfrucht, ohne sich vom Platz zu rühren.

Seltsamerweise konnte ich mir bei alledem nicht vorstellen, wie denn der Kopf dieses Ungeheuers aussieht. Mehr noch, der Kopf erschien mir völlig überflüssig bei einer solchen Masse von Muskeln und Knochen, die von der Sucht beseelt sind, aus allem Gold zu pressen. Überhaupt war meine Vorstellung von einem Millionär unfertig. Da waren, kurz gesagt, vor allem die langen, elastischen Arme. Sie halten den ganzen Erdball umspannt und führen ihn an ein großes, dunkles Maul, und dieses Maul saugt, nagt und kaut an unserem Planeten und beträufelt ihn dabei mit gierigem Speichel, als ob er eine heiße, gebackene Kartoffel wäre.

Sie können sich meine Verwunderung nicht vorstellen, als ich einem Millionär begegnete und sah, daß er ein ganz gewöhnlicher Mensch war.

Vor mir saß in einem tiefen Sessel ein hochgewachsener, hagerer Greis und hielt braune, runzlige Hände von gewöhnlicher menschlicher Größe ruhig auf einem durchaus normalen Bauch gefaltet. Seine welke Gesichtshaut war sorgfältig rasiert, die müde herabhängende Unterlippe entblößte ein gutgefertigtes Gebiß mit zahlreichen Goldzähnen. Die rasierte Oberlippe, blutleer und dünn, haftete fest an seinem Kauwerkzeug und bewegte sich kaum, wenn der alte Mann sprach. Die farblosen Augen hatten keine Brauen, der mattglänzende Schädel war völlig kahl. Mir schien, diesem Gesicht fehle nur ein wenig Haut, und es würde – rötlich, unbewegt und glatt, wie es war – an das Gesicht eines neugeborenen Kindes erinnern. Man konnte schwer sagen, ob dieses Wesen sein Leben erst begann oder schon seinem Ende entgegenging ... Gekleidet war er ebenfalls wie ein gewöhnlicher Sterblicher. Der Ring, die Uhr und die Zähne waren das einzige Gold, das er an sich trug. Alles in allem mochte es nicht einmal ein halbes Pfund sein. Im

ganzen erinnerte dieser Mann an einen alten Diener aus aristokratischem europäischem Hause.

Das Zimmer, in dem er mich empfing, wies keinen sinnverwirrenden Luxus auf, es entzückte auch nicht durch Schönheit. Die Möbel waren solide, mehr gab es darüber nicht zu sagen.

Wahrscheinlich kommen manchmal Elefanten zu Besuch in dieses Haus – das war der Gedanke, den die Möbel in mir erweckten.

„Sie sind ... Millionär?“ fragte ich, meinen Augen kaum traugend. „O ja!“ antwortete er und nickte überzeugt. Ich tat, als glaube ich ihm, und beschloß, ihn sofort zu überführen.

„Wieviel Fleisch können Sie zum Frühstück essen?“ fragte ich ihn. „Ich esse kein Fleisch“, erklärte er. „Ein Scheibchen Apfelsine, ein Ei, eine kleine Schale Tee, das ist alles ...“ Vor mir glänzten matt die unschuldigen Säuglingsaugen wie zwei trübe Wassertropfen, und ich konnte in ihnen auch nicht den Funken einer Lüge entdecken. „Gut!“ sagte ich befremdet. „Aber seien Sie ehrlich, sagen Sie mir offen, wievielmals am Tag essen Sie?“ „Zweimal!“ antwortete er ruhig. „Frühstück und Mittagessen genügen mir vollauf. Zum Mittagessen einen Teller Suppe, zartes Fleisch und eine süße Nachspeise. Obst. Eine Schale Kaffee. Eine Zigarre ...“ Meine Verwunderung wuchs so schnell wie ein Kürbis. Er betrachtete mich mit den Augen eines Heiligen. Ich holte Atem und sagte: „Wenn das alles wahr ist, was machen Sie dann mit Ihrem Geld?“ Da hob er ein wenig die Schultern, die Augäpfel in ihren Höhlen kamen in Bewegung, und er antwortete: „Ich mache damit noch mehr Geld ...“ „Wozu?“ „Um noch mehr Geld zu machen ...“ „Wozu?“ fragte ich noch einmal. Er beugte sich zu mir vor, mit den Ellenbogen auf die Sessellehne gestützt, und fragte mit einer Spur von Nuegierde: „Sind Sie vielleicht verrückt?“ „Und Sie?“ fragte ich zurück. Der Alte neigte den Kopf und sagte gedehnt durch sein goldenes Zahngatter: „Ein spaßiger Kerl. So einen sehe ich, wie mir scheint, zum ersten Mal.“

Dann hob er den Kopf, zog den Mund auseinander, daß er fast bis zu den Ohren reichte, und musterte mich schweigend. Nach seinem ruhigen Gesichtsausdruck zu schließen, betrachtete er sich als einen durchaus normalen Menschen. An seiner Krawatte bemerkte ich eine Nadel mit einem kleinen Brillanten. Hätte dieser Stein die Größe eines Stiefelabsatzes gehabt, es wäre mir verständlicher gewesen.

„Womit befassen Sie sich denn aber?“ fragte ich. „Ich mache Geld!“ antwortete er kurz und zog die Schultern hoch. „Also ein Falschmünzer!“ rief ich erfreut; mir schien, ich näherte mich der Lösung des Rätsels. Doch da begann er leise zu schlucken. Sein ganzer Körper schüttelte sich, als kitzle ihn eine unsichtbare Hand unter den Achseln. Er blinzelte mit den Augen. „Das ist lustig!“ sagte er, als er sich beruhigt hatte, und ließ einen zufriedenen Blick wie Wasser über mein Gesicht rieseln. „Fragen Sie mich noch etwas!“ schlug er vor und blies aus irgendeinem Grund die Backen auf. Ich dachte einen Augenblick nach und stellte ihm dann entschlossen die Frage: „Wie machen Sie denn Geld?“ „Ah! Ich begreife!“ sagte er, verständnisvoll nickend. „Das ist höchst einfach. Ich habe Eisenbahnen. Die Farmer erzeugen Waren. Ich befördere sie zu den Märkten. Man berechnet, wieviel Geld man dem Farmer lassen muß, damit er nicht verhungert und weiterarbeiten kann, und alles übrige nimmt man sich als Frachttarif. Höchst einfach.“ „Und die Farmer sind damit zufrieden?“ „Nicht alle, glaube ich!“ sagte er mit kindlicher Treuherzigkeit. „Aber man sagt ja, allen kann man es nie recht machen. Es gibt immer murrende Sonderlinge ...“

„Und die Regierung hindert Sie nicht daran?“ fragte ich bescheiden. „Die Regierung?“ wiederholte er und dachte nach, wobei er sich mit den Fingern die Stirn rieb. Dann nickte er, als erinnere er sich an etwas. „Ach so ... die dort ... in Washington? Nein, die hindern mich nicht. Das sind ganz patente Kerle ... Unter ihnen sind ein paar aus meinem Klub. Aber man bekommt sie selten zu sehen ... Deshalb vergißt man manchmal, daß sie da sind. Nein, die stören nicht“, wiederholte er, um dann sofort neugierig zu fragen: „Gibt es denn Regierungen, die die Leute hindern, Geld zu machen?“ Ich geriet in Verlegenheit über meine Naivität und seine Weisheit. „Nein“, sagte ich leise, „das hatte ich nicht gemeint ... Sehen Sie, ich dachte mir, die Regierung müßte doch manchmal offensichtlichen Raub verbieten ...“ „Aber, aber!“

entgegnete er. „Das ist Idealismus. Das ist hier nicht der Brauch. Die Regierung hat kein Recht, sich in Privatangelegenheiten einzumischen.“ Meine Bescheidenheit wuchs noch mehr angesichts dieser gelassenen Weisheit eines Kindes. „Ist es denn eine Privatangelegenheit, wenn viele Menschen durch einen einzelnen in den Ruin gestürzt werden?“ erkundigte ich mich höflich. „Ruin?“ wiederholte er und riß die Augen weit auf. „Ruin ist, wenn die Arbeitskräfte teuer sind. Und wenn gestreikt wird. Aber wir haben die Einwanderer. Die drücken immer den Lohn der Arbeiter herunter und sind gern bereit, die Streikenden zu ersetzen. Wenn genug solcher Leute im Lande sind, um billig zu arbeiten und viel zu kaufen, dann ist alles in Ordnung.“ Er wurde etwas lebhafter und sah nun weniger wie eine Kombination von Greis und Säugling aus. Seine dünnen, dunklen Finger rührten sich, und schneller knarrte die trockene Stimme in meine Ohren: „Die Regierung? Das ist zweifellos eine interessante Frage, ja. Wir brauchen eine gute Regierung. Sie hat folgende Aufgaben zu lösen: Im Lande muß es soviel Einwohner geben, wie ich benötige, damit sie mir alles abkaufen, was ich verkaufen will. Es müssen soviel Arbeiter da sein, daß ich keinen Mangel daran leide. Aber nicht einer mehr! Dann wird es keine Sozialisten geben. Und keine Streiks. Die Regierung darf keine hohen Steuern erheben. Alles, was das Volk hergeben kann, nehme ich selbst. Das nenne ich eine gute Regierung.“ Er zeigt seine Dummheit; das ist zweifellos ein Zeichen dafür, daß er sich seiner Größe bewußt ist, überlegte ich. Er muß wirklich ein König sein ...

„Was ich brauche“, fuhr er in sicherem und festem Ton fort, „ist, daß im Lande Ordnung herrscht. Die Regierung stellt gegen ein geringes Entgelt verschiedene Philosophen ein, die das Volk jeden Sonntag mindestens acht Stunden lang Lehren, die Gesetze zu achten. Reichen die Philosophen dazu nicht aus, muß man eben Soldaten einsetzen. Hier geht es nicht um die Methoden, sondern um das Resultat. Der Konsument und der Arbeiter sind verpflichtet, die Gesetze zu achten. Das ist alles!“ schloß er, mit seinen Fingern spielend.

Nein, dumm ist er nicht, er dürfte kaum ein König sein! dachte ich und fragte: „Sind Sie mit der jetzigen Regierung zufrieden?“ Er zögerte etwas mit der Antwort. „Sie leistet weniger, als sie könnte. Ich sage: Vorläufig müssen Einwanderer ins Land hereingelassen werden. Aber wir haben politische Freiheit, die ihnen zugute kommt, und dafür müssen sie zahlen. Möge jeder von ihnen wenigstens fünfhundert Dollar mitbringen. Einer, der fünfhundert Dollar besitzt, ist zehnmal besser als einer, der nur fünfzig besitzt. Üble Elemente – Landstreicher, Bettler, Kranke und sonstige Faulenzer – werden nirgends gebraucht ...“ „Aber das würde doch den Zustrom der Einwanderer verringern ...“, entgegnete ich. Der alte Herr nickte zustimmend. „Mit der Zeit werde ich den Vorschlag machen, ihnen die Tore des Landes überhaupt zu schließen. Vorläufig jedoch soll jeder etwas Gold mitbringen ... Das ist nützlich für das Land. Außerdem muß die Frist für die Gewährung der Bürgerrechte verlängert und schließlich die Einbürgerung gänzlich abgeschafft werden. Wer für uns Amerikaner arbeiten will, soll arbeiten, das heißt aber noch nicht, daß man ihm die Rechte amerikanischer Staatsbürger gibt. Es sind schon genug amerikanische Staatsbürger fabriziert worden. Jeder von ihnen ist selbst instande, für die Vermehrung der Landesbevölkerung zu sorgen. Alles das ist Sache der Regierung. Die aber muß anders aufgezogen werden. Alle Regierungsmitglieder müssen Aktionäre von Industrieunternehmen sein – dann werden sie die Interessen des Landes schneller und leichter begreifen. Heute bin ich gezwungen, mir die Senatoren zu kaufen, um sie davon zu überzeugen, daß ich ... verschiedene Kleinigkeiten brauche. Dann wird das überflüssig sein ...“ Er holte Luft, zuckte mit dem Bein und setzte hinzu: „Nur wer auf einem Berg aus Gold steht, hat den richtigen Blick für das Leben.“

Jetzt, wo seine politischen Ansichten zur Genüge geklärt waren, fragte ich ihn: „Und wie denken Sie über die Religion?“ „Oh!“ rief er aus, schlug sich aufs Knie und zuckte energisch mit den Brauen. „Sehr gut denke ich über sie! Die Religion – das ist das, was das Volk braucht. Ich glaube aufrichtig daran! Predige sogar sonntags selbst in der Kirche ... Aber selbstverständlich!“ „Und was sagen Sie?“ fragte ich. „Alles, was ein wahrer Christ in der Kirche sagen kann, alles!“ erwiderte er mit Überzeugung. „Ich predige natürlich in einer armen Gemeinde. Die Armen bedürfen immer eines milden Wortes und einer väterlichen Belehrung ... Ich sage ihnen ...“ Sein Gesicht nahm für einen Augenblick einen Säuglingsausdruck an, gleich darauf

aber preßte er die Lippen fest zusammen. Leise hob er an: „Brüder und Schwestern in Christo! Unterlieget nicht den Einflüsterungen des listigen Neidteufels, werfet alles Irdische von euch! Kurz ist das Erdenleben: Nur bis zu vierzig Jahren ist der Mensch eine gute Arbeitskraft, nach vierzig stellt ihn keine Fabrik mehr ein. Das Leben ist auf Sand gebaut. Ihr arbeitet, eine falsche Handbewegung – und die Maschine zermalmt euch die Knochen, ein Sonnenstich – und alles ist aus! Allerorten lauern euch Krankheiten auf, allerorten Unglück! Ein Armer gleicht einem Blinden auf dem Dache eines hohen Hauses – wohin er auch geht, er muß fallen und zerschellen; also, spricht der Apostel Jakob, der Bruder des Apostels Judas. Brüder! Ihr dürft dem Erdenleben keinen Wert beimessen – es ist ein Machwerk des Teufels, des Seelenräubers. Euer Reich, o geliebte Kinder Christi, ist nicht von dieser Welt, es ist, wie das Reich eures Vaters, im Himmel. Und so ihr euren Erdenweg in Stille und Geduld abschließet, ohne Klagen und Murren, so wird er euch aufnehmen in die paradiesischen Gefilde, und ewige Seligkeit wird euer Lohn sein für die Mühen auf Erden. Dieses Leben ist nur das Fegefeuer für eure Seelen, und je mehr ihr hier leidet, um so größere Seligkeit harret eurer droben – also hat der Apostel Judas selbst gesagt.“

Er überlegte einen Augenblick und fuhr dann kalt und fest fort: „Ja, teure Brüder und Schwestern! Das ganze Leben hier ist leer und nichtswürdig, wenn wir es nicht der Nächstenliebe zum Opfer bringen, wer immer dieser Nächste auch sei. Lasset die Dämonen des Neids nicht Macht gewinnen über euer Herz! Wonach sollte es euch auch gelüsten? Eitel Tand sind die irdischen Güter, ein Blendwerk des Teufels. Wir alle müssen sterben, reich und arm, König und Kohlenhauer, Bankier und Straßenkehrer. In den kühlen Gärten des Paradieses wird der Kohlenhauer vielleicht König sein, während der König mit dem Besen die abgefallenen Blätter und das Papier von den Bonbons, die ihr dort jeden Tag essen werdet, von den Gartenwegen kehren wird. Brüder! Was soll man Wünsche hegen auf Erden, in diesem finsternen Wald der Sünde, in dem die Seele umherirrt wie ein Kind? Ziehet ein ins Paradies auf dem Wege der Liebe und Demut, duldet schweigend alles, was euch das Schicksal beschert. Liebet alle, auch solche, die euch erniedrigen ...“

Wieder schloß er die Augen und fuhr, sich im Sessel wiegend, fort: „Höret nicht auf die Menschen, die in euren Herzen das sündhafte Gefühl des Neides erwecken wollen durch Hinweis auf die Armut der einen und den Reichtum der anderen. Diese Menschen sind Sendboten des Teufels, der Herr verbietet es, den Nächsten zu beneiden. Auch die Reichen sind arm, arm an der Liebe der anderen. ‚Liebet den Reichen, denn er ist ein Erwählter Gottes!‘ ruft Judas, der Bruder Christi, der Hohepriester des Tempels. Schenket euer Ohr nicht der Predigt der Gleichheit und anderen Trugreden des Teufels. Was heißt Gleichheit hier auf Erden? Strebet nur danach, einander gleich zu sein in der Reinheit der Seele vor dem Antlitz eures Gottes. Traget euer Kreuz in Geduld, und eure Demut wird euch die Bürde erleichtern. Gott ist mit euch, meine Kinder, und das ist alles, was ihr braucht!“

Der Alte verstummte, öffnete breit den Mund und warf mir, mit seinen Goldzähnen blitzend, einen triumphierenden Blick zu. „Sie machen guten Gebrauch von der Religion!“ bemerkte ich. „O ja! Ich weiß, was sie wert ist“, erwiderte er. „Ich sage Ihnen noch einmal: Die Religion ist eine Notwendigkeit für die Armen. Sie gefällt mir. Auf Erden gehört alles dem Teufel, sagt sie. O Erdenmensch – willst du deine Seele retten, so begehre nichts, taste nichts an in dieser Welt. Du wirst das Leben nach dem Tode genießen – im Himmel ist alles dein! – Wenn die Menschen das glauben, dann kann man leicht mit ihnen fertig werden. Ja, Religion ist Öl. Je ausgiebiger wir die Maschine des Lebens mit ihr schmieren, desto weniger werden sich die Teile reiben, desto leichter hat es der Maschinist ...“

Ja, er ist ein König, entschied ich, und fragte ehrerbietig diesen Nachkommen eines gestrigen Schweinehirten: „Und Sie halten sich für einen Christen?“ „O ja, selbstverständlich!“ rief er im Brustton der Überzeugung. „Aber“, er erhob die Hand und sagte mit Nachdruck: „gleichzeitig bin ich auch Amerikaner, und als solcher ein strenger Moralist ...“ Sein Gesicht nahm einen dramatischen Ausdruck an; er schob die Lippen vor, und seine Ohren rückten näher zur Nase.

„Was wollen Sie damit sagen?“ erkundigte ich mich mit gedämpfter Stimme. „Das muß aber unter uns bleiben!“ warnte er mich leise. „Ein Amerikaner kann Christus nicht anerkennen!“ „Er kann nicht?“ fragte ich nach einer

Pause flüsternd. „Natürlich nicht!“ bestätigte er, gleichfalls flüsternd. „Und warum nicht?“ fragte ich nach einer Weile. „Er ist – ein uneheliches Kind!“ Der Alte zwinkerte mir mit einem Auge listig zu und schaute sich vorsichtig um. „Sie verstehen doch? In Amerika kann ein illegitim Geborener kein Gott sein, nicht einmal ein Beamter. Keine anständige Gesellschaft nimmt ihn auf. Kein Mädchen heiratet ihn. Oh, wir sind sehr streng! Würden wir Christus anerkennen, so müßten wir alle illegitim Geborenen als anständige Menschen anerkennen ... Selbst wenn es Kinder eines Negers und einer Weißen wären! Denken Sie doch, wie fürchterlich das wäre! Nicht wahr?“ Es mußte wirklich furchtbar sein, denn die Augen des Alten färbten sich grün und wurden rund wie die einer Eule. Mit sichtlicher Mühe zog er die Unterlippe hoch und preßte sie fest an die Zähne. Sicher nahm er an, diese Grimasse mache sein Gesicht respektgebietend und streng.

„Sie können also einen Neger unter keinen Umständen als Menschen anerkennen?“ erkundigte ich mich, bedrückt von der Moral dieses demokratischen Landes. „Sind Sie aber ein naiver Bursche!“ rief er bedauernd aus. „Das sind doch Schwarze! Die riechen ja. Wenn wir nur erfahren, daß ein Neger mit einer Weißen ehelich verkehrt hat, so lynchen wir ihn. Einen Strick um den Hals und an einen Baum mit ihm, ohne Umstände! Wir sind sehr streng, wenn es um die Moral geht ...“

Er flößte mir jetzt die Ehrfurcht ein, die man unwillkürlich einer nicht mehr ganz frischen Leiche gegenüber empfindet. Aber da ich die Aufgabe einmal in Angriff genommen hatte, mußte ich sie auch zu Ende führen. Also stellte ich ihm weitere Fragen, um schneller voranzukommen mit diesem Prozeß, der eine Mißhandlung der Wahrheit, der Freiheit, der Vernunft und alles Lichten, woran ich glaube, war.

„Wie verhalten Sie sich zu den Sozialisten?“ „Das sind sie ja gerade, die Diener des Teufels!“ erwiderte er rasch und schlug sich mit der Hand aufs Knie. „Die Sozialisten sind Sand in der Maschine des Lebens, Sand, der überall eindringt und das richtige Funktionieren des Getriebes stört. Unter einer guten Regierung darf es keine Sozialisten geben. In Amerika werden aber welche geboren. Also sind sich die Leute in Washington nicht ganz klar über ihre Aufgaben. Sie müssen den Sozialisten die Bürgerrechte entziehen. Das wäre schon etwas. Ich sage: die Regierung muß dem Leben näherstehen. Deshalb müssen alle ihre Mitglieder aus Millionärskreisen stammen. Jawohl!“

„Sie sind wirklich ein ganzer Mann!“ sagte ich. „O ja!“ bestätigte er und nickte bekräftigend. Jetzt war in seinem Gesicht nichts Kindliches mehr, und tiefe Falten gruben sich in seine Wangen. Ich bekam Lust, ihn über die Kunst zu befragen. „Wie verhalten Sie sich ...“, begann ich, doch er hob den Finger und ergriff selbst das Wort. „Der Sozialist hat Atheismus im Kopf und Anarchismus im Bauch. Seine Seele hat der Teufel mit den Schwingen des Wahnsinns und der Wut beflügelt ... Zum Kampf gegen den Sozialisten braucht man mehr Religion und mehr Soldaten. Die Religion gegen den Atheismus, die Soldaten gegen die Anarchie. Schüttet dem Sozialisten erst einmal das Blei der Kirchenpredigten in den Kopf. Wenn ihn das nicht kuriert, dann mögen die Soldaten ihm den Bauch mit Blei füllen!“ Er nickte überzeugt mit dem Kopf und sagte fest: „Die Macht des Teufels ist groß!“ „O ja!“ pflichtete ich ihm gerne bei.

Zum erstenmal beobachtete ich den mächtigen Einfluß des Gelben Teufels, des Goldes, in so krasser Form. Die ausgedörrten, von Gicht und Rheuma zerfressenen Knochen des Alten, sein schwacher, ausgemergelter Körper in dem alten Hautsack, dieses ganze Häuflein modernden Gerümpels war jetzt beseelt vom kalten und harten Willen des Gelben Vaters der Lüge und der geistigen Unzucht. Die Augen des Alten glänzten wie zwei neue Münzen, und alles an ihm wurde straffer und dürrer. Jetzt hatte er noch mehr Ähnlichkeit mit einem Diener, doch ich wußte nun schon, wer sein Herr war.

„Was denken Sie über die Kunst?“ fragte ich. Er sah mich an, fuhr mit der Hand übers Gesicht und wischte den Ausdruck erbitterter Wut fort. Wieder erschien etwas Säuglinghaftes in seinen Zügen. „Wie sagten Sie?“ „Was denken Sie über die Kunst?“ „Oh!“ antwortete er ruhig, „ich denke nichts über Kunst, ich kaufe sie einfach ...“ „Das ist mir bekannt. Aber vielleicht haben Sie bestimmte Ansichten über Kunst, stellen bestimmte Anforderungen an sie?“ „Ach so! Selbstverständlich habe ich Forderungen ... Sie muß Spaß machen, diese Kunst – das verlange ich von ihr. Ich muß lachen

können. Mein Geschäft gibt wenig Anlaß zum Lachen. Manchmal braucht das Gehirn eine Injektion zur Beruhigung ... manchmal eine zur Anregung der Körperenergie. Wenn man Kunst an der Wand oder an der Zimmerdecke macht, so muß sie appetitanregend sein ... Reklame ist mit den teuersten, grellsten Farben zu malen. Diese Reklame muß Sie schon von weitem an der Nase packen, wenn Sie noch eine Meile von ihr entfernt sind, und auf der Stelle dorthin bringen, wohin sie ruft. Dann macht sie sich bezahlt. Musik muß patriotisch sein. Ein Marsch ist immer etwas Gutes, doch der beste Marsch ist der amerikanische. Amerika ist das beste Land der Welt, daher ist auch die amerikanische Musik die beste auf Erden. Gute Musik hat man immer dort, wo es gute Menschen gibt. Die Amerikaner sind die besten Menschen der Welt. Sie haben das meiste Geld. Niemand hat so viel Geld wie wir. Deswegen wird bald die ganze Welt zu uns gefahren kommen ...“ Ich lauschte, wie selbstzufrieden dieses kranke Kind schwatzte. „Besuchen Sie das Theater?“ fragte ich den alten Sklaven des Gelben Teufels, damit er aufhöre, mit einem Land zu prahlen, das er durch sein Leben geschändet hat. „Das Theater? O ja! Ich weiß, das gehört auch zur Kunst!“ sagte er bestimmt. „Was lieben Sie am meisten am Theater?“ fragte ich. „Oh!“ rief er und sperrte den Mund bis an die Ohren auf. „Natürlich die Schauspielerinnen, wie alle Menschen ... Junge, hübsche Schauspielerinnen sind immer kunstfertig. Aber man kann nur schwer erraten, welche von ihnen wirklich jung ist, Sie verstellen sich alle so gut. Ich verstehe, das ist ihr Gewerbe. Aber manchmal denkt man sich – aha! Ein nettes Mädchen! Dann stellt es sich heraus, daß sie fünfzig Jahre alt ist und mindestens zweihundert Liebhaber gehabt hat. Das ist dann unangenehm ... Zirkusartistinnen sind besser als Schauspielerinnen. Sie sind immer jünger und geschmeidiger ...“ Auf diesem Gebiet war er sichtlich Kenner ...

„Und wie gefallen Ihnen Gedichte?“ fragte ich ihn. „Gedichte?“ fragte er zurück, senkte den Blick auf die Stiefelspitzen und runzelte die Stirn. Er dachte nach, dann warf er den Kopf zurück und zeigte alle seine Zähne. „Gedichte? O ja! Gedichte gefallen mir außerordentlich. Das Leben wird sehr lustig sein, wenn erst alle Leute Reklame in Versen schreiben werden.“

„Wer ist Ihr Lieblingsdichter?“ beeilte ich mich, die nächste Frage zu stellen. Der Alte schaute mich ratlos an und fragte langsam: „Was haben Sie gesagt?“ Ich wiederholte die Frage. „Hm ... Sie sind wirklich ein possierlicher Bursche!“ sagte er und schüttelte zweifelnd den Kopf. „Wofür sollte ich einen Dichter lieben? Und weshalb muß man ihn überhaupt lieben?“ „Entschuldigen Sie!“ sagte ich und wischte mir den Schweiß von der Stirn. „Ich wollte Sie nach Ihrem Lieblingsbuch fragen. Dabei meine ich nicht das Scheckbuch.“ „Oh! Das ist etwas anderes!“ stimmte er zu. „Ich liebe zwei Bücher – die Bibel und das Hauptbuch. Beide beflügeln den Geist in gleichem Maße. Schon wenn man sie zur Hand nimmt, merkt man, daß in ihnen eine Kraft liegt, die einem alles gibt, was man braucht.“

Er macht sich über mich lustig! dachte ich und sah ihm aufmerksam ins Gesicht. Nein. Seine Augen beseitigten jeden Zweifel an der Aufrichtigkeit dieses Säuglings. Er saß in seinem Sessel wie ein ausgedörrter Nußkern in der Schale, und man konnte sehen, daß er fest an die Wahrheit seiner Worte glaubte. „Ja!“ fuhr er fort und betrachtete dabei seine Fingernägel, „das sind wirklich gute Bücher! Das eine haben die Propheten geschrieben, das andere habe ich selbst geschaffen. In meinem Buch gibt es wenig Worte. Da gibt es Ziffern. Sie erzählen, was ein Mensch leisten kann, wenn er fleißig und ehrlich arbeitet. Nach meinem Tode sollte die Regierung mein Buch veröffentlichen. Mögen die Leute sehen, welchen Weg man gehen muß, um eine solche Höhe zu erklimmen.“ Und mit feierlicher Sieergeste deutete er mit der Hand im Halbkreis um sich.

Ich fühlte, daß es Zeit war, der Unterhaltung ein Ende zu machen. Nicht jeder Kopf ist imstande, Gleichmut zu bewahren, wenn man auf ihm herumtrampelt.

„Vielleicht sagen Sie noch etwas über die Wissenschaft?“ fragte ich leise. „Die Wissenschaft?“ Er hob einen Finger, dann die Augen und blickte an die Decke. Darauf zog er die Uhr hervor, sah nach der Zeit, ließ den Deckel zuschnappen, wickelte sich die Uhrkette um den Finger und ließ die Uhr in der Luft baumeln. Nach alledem holte er tief Atem und begann: „Die Wissenschaft ... ja, ich weiß! Das sind Bücher. Wenn sie über Amerika Gutes schreiben, so sind sie nützlich. Doch in Büchern schreibt man selten die Wahrheit. Diese Dichter da ..., welche die Bücher machen, verdienen, wie

mir scheint, wenig. In einem Land, wo jeder mit ernstesten Dingen beschäftigt ist, hat niemand Zeit, Bücher zu lesen ... Ja, die Dichter sind böse, weil niemand ihre Bücher kauft. Die Regierung müßte die Bücherschreiber gut bezahlen. Ein satter Mensch ist immer gut und lustig. Wenn Bücher über Amerika überhaupt nötig sind, so sollte man gute Dichter anstellen, und dann werden schon alle die Bücher gemacht werden, die Amerika braucht. Und damit basta!

„Sie weisen der Wissenschaft etwas enge Grenzen zu“, bemerkte ich. Er senkte die Lider, dachte nach. Dann schlug er die Augen wieder auf und fuhr in sicherem Tone fort: „Na ja, die Lehrer, die Philosophen ... Das ist auch Wissenschaft. Die Professoren, die Hebammen, die Dentisten, ich weiß. Die Advokaten, die Ärzte, die Ingenieure. All right! Das alles ist notwendig. Gute Wissenschaften ... dürfen aber nichts Schlechtes lehren ... Dabei hat mir einmal ein Lehrer meiner Tochter gesagt, daß es auch Sozialwissenschaften gibt ... Das verstehe ich nicht. Meiner Ansicht nach ist das schädlich. Ein Sozialist kann keine gute Wissenschaft machen. Sozialisten dürfen überhaupt keine Wissenschaft machen. Die Wissenschaft, die nützlich ist oder Spaß bereitet, die macht der Edison, jawohl. Der Phonograph und der Kinematograph – das ist nützlich. Aber wenn es viele Bücher mit Wissenschaften gibt, dann ist das schon überflüssig. Die Menschen sollten keine Bücher lesen, die in ihrem Kopf ... verschiedene Zweifel wecken können. Auf der Erde geht alles seinen richtigen Gang. Und es hat gar keinen Sinn, da irgendwelche Bücher hineinzuverwickeln ...“ Ich erhob mich.

„Oh! Sie gehen?“ fragte er. „Ja!“ sagte ich. „Vielleicht könnten Sie mir jetzt, wo ich im Begriff bin zu gehen, endlich sagen, was es für einen Sinn hat, Millionär zu sein?“ Er bekam wieder das Schlucken und zuckte mit den Beinen, statt zu antworten. Vielleicht war das seine Art zu lachen? „Das ist eine Gewohnheit!“ rief er und holte tief Atem. „Was ist eine Gewohnheit?“ fragte ich. „Millionär zu sein ... ist eine Gewohnheit!“

Ich dachte nach und stellte ihm meine letzte Frage: „Glauben Sie, daß Landstreicher, Opiumraucher und Millionäre Erscheinungen der gleichen Ordnung sind?“ Das mußte ihn beleidigt haben. Seine Augen wurden wieder ganz rund, sie färbten sich mit grüner Galle, und er antwortete schroff: „Ich glaube, Sie sind schlecht erzogen.“

„Auf Wiedersehen!“ sagte ich.

Er begleitete mich liebenswürdig bis zur Terrasse und blieb, aufmerksam seine Stiefelspitzen betrachtend, auf der obersten Treppenstufe stehen. Vor seinem Haus erstreckte sich eine dichte, ebmäßig geschorene Rasenfläche. Ich schritt über das Gras und war selig bei dem Gedanken, daß ich diesen Menschen niemals wiedersehen würde.

Maxim Gorki

*Aus dem Russischen von Arnold Frank.
Erstmals 1907 unter dem Titel
„Einer der Könige der Republik“ erschienen.*

Im Spiegel der zehn Gebote

Ist das Abendland eigentlich christlich?

Es gehört zu den fest eingepprägten und selten hinterfragten Glaubenssätzen eines breiten Publikums in Ost und (noch mehr) in West, wonach die gegenwärtige Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung dieses Landes dem Christentum und seinen Grundsätzen verpflichtet sei. Dieser Allgemeinplatz wird u. a. festgemacht an der privilegierten Stellung der christlichen Kirchen, an der Verankerung von Religionsunterricht an den Schulen und am Vorhandensein einer großen Partei, die schon mit ihrem Namensschild ihre angeblich christliche Orientierung vor sich her trägt. Diese Fama scheint mit einer erstaunlichen Lebenskraft ausgestattet zu sein und findet trotz immer wieder zu beobachtender Ernüchterung bis heute genügend Anhänger. Dafür sorgen die Institutionen des Staates, der Kirchen und der zahlreichen Verbände und Stiftungen, die eine entsprechende Propaganda dafür leisten.

Es soll hier anhand biblisch-religiöser Kriterien untersucht werden, ob eine Kennzeichnung dieses Systems als „christlich“ zutrifft. Was könnte sich dazu als Prüfstein besser eignen als die Quintessenz der jüdisch-christlichen Religion, die man in den zehn Geboten zusammengefaßt sehen kann?

Ich beginne von hinten, nämlich mit dem neunten und zehnten Gebot nach katholischer und lutherischer Zählung (nach dem hebräischen Text das zehnte): „Du sollst nicht begehren die Güter deines Nächsten!“ Danach wird schon die bloße Begierde nach dem Eigentum des Mitmenschen unter Verbot gestellt. Nun ist aber das Begehren, die Begierde, a priori das unmoralische Grundgesetz des kapitalistischen Wirtschaftens. Die Orientierung auf Gewinn mit den Methoden der Konkurrenz hat, solange es Geld gibt, zur Anhäufung partiellen Reichtums auf Kosten der Armut der vielen geführt, heute in einem geradezu monströsen Ausmaß. Dieses Gesetz gilt auch innerhalb der sogenannten Industriestaaten, in denen die kleine Oberschicht der Besitzenden einem erheblichen Teil der abhängigen Bevölkerungsschichten Eigentum und relativen Wohlstand ermöglicht hat, die ihrerseits eine fatal korrumpierende Wirkung auf deren gesellschaftliches Wertgefühl ausüben und das Aufkommen von Klassenbewußtsein von vornherein verhindern oder – falls aufkeimend – beizeiten wieder zerstören. Die Fülle und der Glanz der mit Hilfe dieses

gewinnorientierten Wirtschaftens hergestellten Güter erzeugt bei denen, die diese kaufen können, ein Überzeugtsein von höchster Effizienz und optimaler Wirtschaftlichkeit, die solchen Produktionsverhältnissen angeblich innewohnt. Das Ausmaß der Korruptionierung des Denkens durch die Verengung des Blickwinkels auf solchermaßen „optimales“ Wirtschaften ist inzwischen so gesellschaftsfähig geworden, daß die Reflexe davon bis in den jüngsten Programmentwurf einer sich sozialistisch nennenden Partei vordringen konnten. Wenn deren Mitgliedschaft diesen Vorgang weiterhin teilnahmslos hinnimmt, wird es demnächst keine nennenswerte gesellschaftliche Größe mehr geben, die dieses skandalöse Dogma in Frage stellt. Was bereits für den ehemals national eingeehten Kapitalismus galt, gilt ja wohl heute für die globalisierte Kapitalmaximierung erst recht:

„Armer Mann und reicher Mann

Standen da und sahn sich an.

Und der Arme sagte bleich:

Wär ich nicht arm, wärst du nicht reich.“

Dieser einfache Vierzeiler führt den Köhlerglauben, durch „Gewinnstreben“ und „marktwirtschaftliches Wirtschaften“ könne eine gerechte und solidarische Gesellschaft erreicht werden, ad absurdum.

Denn: Nur gegen das herrschende System kann das zehnte Gebot eingehalten werden!

Im neunten Gebot wird uns gesagt: „Du sollst kein falsches Zeugnis reden gegen deinen Nächsten!“ In diesem Zusammenhang fallen uns natürlich sofort die Namen zahlreicher lobenswerter Menschen ein, die auch heutzutage der Wahrheit vor Gericht wie im täglichen Leben die Ehre geben, die den Leumund ihrer Mitmenschen achten und selbst in schwieriger Lage der Aufrichtigkeit verpflichtet sind. Aber bestimmen diese den gesellschaftlichen Grundkonsens? Sind es Menschen dieser Art, die die wirtschaftlichen und politischen Fäden im Lande und weltweit in der Hand haben? Wir sind davon aus gutem Grund leider nicht überzeugt, belehren uns doch die täglichen Nachrichtenmeldungen über die enthüllten Lügen,

Verdrehungen, Verfälschungen und Vertuschungen eines Schlechteren. Gewiß hängt das auch zusammen mit der inneren Verbindung zum vorgenannten zehnten Gebot. In einer Welt, die auf Gewinnsteigerung ausgerichtet ist, kann der Gebrauch des wahren Zeugnisses und der Ehrenschatz für den Mitmenschen auf die Dauer nur hinderlich sein. Selbst ein vordergründig immaterieller „Gewinn“ wie ein gutes Wahlergebnis bei der Bundestagswahl vermag heute keine der großen oder groß werden wollenden Parteien mehr davon abzuhalten, vor dem Urnengang Versprechungen abzugeben, die bereits bei ihrer Vorformulierung den Charakter der Lüge in sich tragen.

Denn: Nur gegen das herrschende System kann das neunte Gebot eingehalten werden!

Es gibt im Dekalog einen weiteren Imperativ, der wiederum mit dem sozialen Zusammenleben zu tun hat. Im achten Gebot heißt es: „Du sollst nicht stehlen!“ Auch diese moralische Forderung einzuhalten, setzt im Grunde ein Wirtschaftssystem voraus, in dem jeder durch Arbeit sein Auskommen findet und daher seine persönlichen Begehrlichkeiten im Zaum halten kann. Auch hierbei fallen uns natürlich sofort skandalträchtige Vorgänge ein, die uns eine „verdorbene Natur des Menschen“, eine angeblich „angeborene Sündigkeit“ suggerieren wollen, etwa wenn eine Person des öffentlichen Lebens ein Haarshampoo für drei Mark fünfzig aus der Kaufhalle mitgehen lassen will, ohne zu bezahlen. Die Mitteilung von solcherart Fehlleistungen, wenn sie von der Zeitung mit den vier großen Buchstaben genüsslich ausgeschlachtet sind, stellen freilich ein Ablenkungsmanöver dar und sind daher eher in das Problemfeld des neunten Gebotes einzuordnen, gemäß dem Brechtschen „Was ist ein Dietrich gegen eine Aktie? Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?“ Selbst das an der Kasse vorbeigeleitete Shampoo, das der Warenhausdetektiv aufspürt, ist nichts weiter als das materialisierte Symbol für die Begierde, „Gewinn“ zu machen. Leider gibt es für die realisierte Anhäufung etwas größerer „Gewinne“ – etwa beim Einkauf von TV-Sendern, der feindlichen Übernahme eines Mammutkonzerns oder der Eroberung von Erdölfeldern – nicht die dafür nötigen Detektive. Dafür sorgen ganze Heere eigens zu diesem Zweck unterhaltener Steuerberater, Finanzexperten und Lobbyisten in Parteien und Parlamenten, die eine Aufdeckung von Diebstählen und Betrugshandlungen tendenziell um so effektiver behindern, je höher die entsprechende Diebstahlschicht liegt.

Denn: Nur gegen das herrschende System kann das achte Gebot eingehalten werden!

Wir hatten uns bisher mit dem zehnten, neunten und achten Gebot beschäftigt. Im siebten Gebot betreten wir scheinbar eine andere Ebene, hat doch die eheliche Gemeinschaft nach landläufiger Vorstellung vor allem etwas mit Liebe und nicht mit Eigentum zu tun: „Du sollst die Ehe nicht brechen!“ Doch wird hier nicht etwa der Seitensprung unter Verdikt gestellt oder die Vielfalt ungenormter sexueller Beziehungen gezeigelt, sondern es handelt sich auch hier, wie Religionssoziologen nachgewiesen haben, um das materielle, wirtschaftliche Unter-Schutz-Stellen der Frau als eines rechtlosen oder eines Wesens minderen Rechts in der patriarchalen vorderasiatischen Gesellschaft. Die Auflösung einer Ehe, die offensichtlich auch zu jener Zeit bereits eine „normale“ Abweichung vom Sittenkodex darstellte, sollte unter rechtlich geregelten, d. h. die materiellen Rechte der Frau gebührend berücksichtigenden Bedingungen geschehen. Es geht bei dem Gebot also um die gesellschaftliche Fürsorge für die weibliche Variante des Homo sapiens, die damals wie auch heute eines wirtschaftlichen und rechtlichen Schutzes bedarf. Nun könnte man auf die zahlreichen Felder verweisen, in denen Frauen inzwischen zunehmend gleichberechtigt agieren dürfen, etwa als Soldatin, als Bundestagspräsidentin oder als Bischöfin. Doch wenn man die Soldatin, die Bundestagspräsidentin oder die Bischöfin nach den konkreten diesbezüglichen Erfahrungen mit ihrem Berufsumfeld befragen würde, bekäme man bei wahrheitsgemäßer Auskunftsbereitschaft eher ernüchternde Lageberichte – leider nicht viel andere als jene, die man einstmals von Frauen in gehobenen Gesellschaftspositionen der DDR hätte bekommen können. Allerdings mit einer gravierenden Einschränkung: Frauen in der

DDR waren trotz Fortbestehen eines mentalen Patriarchats freier, nicht funktionierende Ehen aufzukündigen, waren freier, Kinder zu bekommen und großzuziehen auch ohne den Erzeuger, waren freier, im sozialen Alltag des Landes nahezu alle Tätigkeiten auszuüben, die vorher Männern vorbehalten blieben: Lehrer, Bürgermeister, Richter und viele andere. Denn Frauen wurden gesellschaftlich genauso gebraucht und waren genauso willkommen wie Männer, was man anhand der derzeitigen BRD-Statistiken vom gegenwärtigen System nicht sagen kann. Weil in der Konkurrenzgesellschaft Erfolge nicht zusammen mit anderen, sondern immer gegen andere errungen werden müssen, wird auch die größte soziologische Konkurrenzgruppe – genau wie Ausländer, Asylbewerber, Behinderte, Lernschwache, sozial Auffällige oder Arme als Gruppen mit entsprechend geringeren Mitgliederzahlen – tendenziell benachteiligt, geschnitten oder unterdrückt. Die ehemals gesellschaftlich voll integrierte Gruppe der DDR-Frauen, die heute mehrheitlich von dieser Gleichberechtigung „befreit“ ist, weiß daher am ehesten, was sie mit der Wiedereinführung des Kapitalismus verloren hat.

Denn: Nur gegen das herrschende System kann das siebte Gebot eingehalten werden!

Mit dem sechsten Gebot wird das Leben und die Unversehrtheit meines Mitmenschen vor fremder Verfügungsgewalt geschützt: „Du sollst nicht töten!“ Gewiß ist damit zunächst die Notwendigkeit beschrieben, den einzelnen aus der fatalen Lage zu befreien, bei vorkommenden Konfliktsfällen nach Belieben totgeschlagen werden zu können. In einem langen, auch innerbiblischen und später gesellschaftlichen und kulturellen Lernprozeß bis auf den heutigen Tag hat der einzelne einen Schutz für sein Leben erlangt, vor dem selbst das Sanktionsrecht des Staates angesichts von Gewaltverbrechen Halt machen muß: Die Abschaffung der Todesstrafe in einigen hochentwickelten Ländern, besonders in Europa, zeugt davon. Diesem Prozeß konnte und wollte sich auch die „totalitäre, menschenverachtende“ DDR nicht entziehen, als sie diese Strafe 1987 abschaffte (einschließlich für Militärangehörige, was in der „vorbildlich demokratischen“ Schweiz z. B. erst 1992 geschehen ist). Selbst die Voraussetzung zur Minimierung von Totschlag oder fahrlässiger Tötung ließ sich der „Unrechtsstaat“ angelegen sein, indem er z. B. der Raserei auf den Straßen vorbeugte, diese auch hart sanktionierte und – um ein weiteres Beispiel zu nennen – einen weit besseren als den privatwirtschaftlichen Arbeitsschutz für seine Werk tätigen organisierte. Noch ganz anders sieht die Sache allerdings aus, wenn es um die Gewährleistung des fundamentalen Lebensrechts geht: für den Angehörigen einer anderen Nation, einer konträren Gesellschaftsordnung, einer der hiesigen fremd gegenüberstehenden Zivilisation. Dann konnte es über Jahrtausende und da kann es bis heute geschehen, daß das „jüdische Ungeziefer“ vergast, der sowjetische „Untermensch“ abgeschlachtet, die vietnamesischen „Vietcong“ massakriert, die serbischen Nationalisten „friedenszerstörend“ niedergebommt, die „islamischen Terroristen“ ausgeräuchert werden. Die Möglichkeiten dazu, den göttlichen Schutz heiligen Menschenlebens zu mißachten oder umzudefinieren, sind dem System des Antihumanismus in vielen Variationen geläufig. Daher legten die Überlebenden der KZs und Luftschutzkeller, egal ob gläubig oder ungläubig, nach dem Ende des bisher größten Menschheitsmordens den Schwur ab: „Nie wieder Krieg!“ Die gegenwärtige Bundesregierung – abendländisch und „christlich“ im Moment auch ohne CDU-Personal – erweiterte diesen Eid um zwei Wörter, so daß er nun lautet: Nie wieder Krieg ohne uns! Das gute Gewissen dazu pflegen, wie gehabt, Militäregeistliche der beiden Großkirchen. Vielleicht hatte die DDR auch deshalb keine Militäreelseorge, weil sie einen Krieg weder zu führen noch zu planen jemals erwogen hat. Das ist nun wieder gründlich anders geworden, auch ohne Todesstrafe. Wir sind gestraft mit einer Gesellschaftsform, die ohne massenhaftes Töten und Vernichten nicht auskommen kann.

Denn: Nur gegen das herrschende System kann das sechste Gebot eingehalten werden!

Wenn ein Mensch jung und kräftig ist (und etwas Glück hat), kann er auch unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen sein Leben orga-

nisieren – und wenn er als Mecklenburger in Niedersachsen Koch wird oder als Thüringer in Stuttgart Autos montiert. Vielleicht hat er auch in der DDR-Christenlehre oder spätestens durch die Freundin im Westen von dem Gebot Kenntnis bekommen, das als das fünfte gilt: „Du sollst Vater und Mutter ehren, damit du lange lebst auf Erden!“ Wie beim sechsten Gebot steht auch hier der Schutz einer immer schon bedrohten Spezies Mensch im Mittelpunkt: der kranke, gebrechliche und fürsorgebedürftige Alte. Daß das Vorhandensein von Rentnern nicht als Bereicherung, sondern als gesellschaftlicher Ballast empfunden wird, ist heute bereits dem Zwanzigjährigen allgegenwärtig, falls er sich für die medial ausgetragenen Krämpfe um angebliche Rentenreformen, Pflegestufen und Alters-Sicherungen interessiert. Daß das schon einmal anders war, weiß er vielleicht von seinem 88jährigen Urgroßvater, der noch als 75jähriger Rentner sein bescheidenes Alterssalär mindestens verdoppeln konnte, weil ihn sein ehemaliger VEB immer noch als Pförtner oder Küchenhelfer brauchte. Daß er als Angehöriger der nichtberufstätigen Bevölkerung „dringend gesucht“ war, hatte ihn sogar stolz gemacht und ihm nebenbei die Kontakte verschafft, die ihn auch ein wenig leichter über den Tod seiner Frau hinwegkommen ließen. Solche Problemlösungen und Lebenshilfen sind dem Kapitalismus wesensfremd. Er bietet, soweit bezahlbar, blitzblanken Komfort in einem Pflegeheim mit gehetztem, überlastetem Personal. Der Urenkel aus Stuttgart kann ihn nur selten besuchen – er hat wahrlich andere Sorgen. Diese Sorge mit den Alten und Gebrechlichen, die in immer größerer Zahl die Gesellschaft belasten, ist längst auch zur Sorge unserer „christlichen“ Nachwuchspolitikern geworden. Sie fragen sich und uns, ob es unbedingt nötig ist, einem 85jährigen noch ein neues Hüftgelenk einzusetzen. Ist eigentlich teure Intensivmedizin noch angemessen, wenn der Mensch die 80 oder die 75 oder die ... überschritten hat? Die CDU-Politikerin Reiche kann nur noch darüber stöhnen, daß solche Längerlebigen auf ihre Kosten, auf Kosten der Jungen, leben. Ist das gerecht? Auch die SPD will, wie zu hören ist, den Begriff der sozialen Gerechtigkeit „neu definieren“, weil „die volle Verteilungsgerechtigkeit erreicht und jetzt eine neue Leistungsgerechtigkeit“ angestrebt werden muß. Man sollte mal darüber nachdenken, was Uropa Max mit kaputtem Hüftgelenk eigentlich noch leisten kann. Nur wer sich konsequent weigert, gewinnorientiertes Verhalten zu verinnerlichen, wird in seinen Eltern und Großeltern einen menschlichen Wert sehen.

Denn: Nur gegen das herrschende System kann das fünfte Gebot eingehalten werden!

Mit den nunmehr zu betrachtenden ersten vier Geboten hat es eine besondere Bewandnis, die sie von den anderen etwas abhebt: In ihnen geht es um ihren Autor und Begründer, den die hebräische Bibel auch Jahwe (JHWH) nennt, den „Ich bin, der ich bin“ (oder „... der ich sein werde“). Und um den Umgang mit ihm, den er sich von den Seinen erhofft. Da lautet in der weiteren Reihenfolge das vierte der Gebote: „Du sollst den Feiertag heilig halten!“ (Kurzfassung). Die regierenden DDR-Kommunisten wurden gelegentlich dafür gescholten, daß sie einige der kirchlichen Gedenktage als staatliche Feiertage abschafften – ohne sie doch deswegen zu verbieten: Himmelfahrt, zweiter Osterfeiertag, Reformationstag, Bußtag. Dafür, daß sie zum Ausgleich den Sonnabendvormittag von der Wochenarbeit freistellten, wurden sie hingegen seltener gelobt. Seither mußten DDR-Christen, denen die Verklärung Christi oder eine bußfertige Selbstprüfung wichtig waren, an diesen Tagen einen Nachmittags- oder Abendgottesdienst besuchen. Es kamen nach meiner langjährigen Erfahrung als Pfarrer im Schnitt zu solchem Gebet nicht mehr Personen zusammen als zu der Zeit, da man sich mit staatlicher Erlaubnis früh noch einmal mehr im Bett herum-drehen konnte. Kirchenfeindschaft? Atheistische Diktatur? Wohl kaum, sondern eher Rücksicht auf die Interessen einer werktätigen Mehrheit, denen damit ein zweitägiges freies Wochenende ermöglicht wurde (das ohne weiteres auch zum Besuch religiöser Freizeiten genutzt werden konnte). Gewiß hat sich der arbeitsfreie siebte Tag der Woche bereits in einer frühen Form der agrarischen Gesellschaft herausgebildet, aber er scheint mit der Biologie des Menschen und der Rhythmik seiner sozio-kulturellen Bedürfnisse so tief übereinzustimmen, daß er sich bis in die

hochspezialisierte Produktions- und Lebensweise unserer Zeit erhalten hat. Allerdings hat das gewinnorientierte Unternehmertum bereits tiefe Breschen in diesen Sieben-Tage-Rhythmus geschlagen, indem es zu gleitenden Arbeitszeiten und Nonstop-Maschinenlaufzeiten übergegangen ist, die natürlich ein „flexibles“ Bedienungspersonal erfordern. Die dabei und in fast allen übrigen Tätigkeitsbereichen auftretende physische und psychische Auslaugung der Beschäftigten hat ein übriges dazu beigetragen, daß jeder in dieser „Job-Mühle“ Eingespannte sich seine Feiertage und -stunden irgendwie selbst organisieren muß. Für Millionen andere wiederum ist jeder Tag ein Feiertag, weil ihnen jegliche Arbeitstage gestohlen wurden durch Wegrationalisierung ihres Arbeitsplatzes. An dieser Stelle dürfen ruhig die Kirchen einmal lobend erwähnt werden, die zwar aus durchsichtigen Gründen auf die Freihaltung ihrer Feiertage von Staats wegen dringen, dabei aber zugleich – im Verein mit den Gewerkschaften – als Verteidiger humanitärer Restposten beim Ausverkauf von Menschenrechten agieren.

Denn: Nur gegen das herrschende System kann das vierte Gebot eingehalten werden!

Wenn gelegentlich einmal das dritte Gebot zitiert wird, stößt das bei den Zuhörern oft auf Unverständnis: „Du sollst den Namen Gottes nicht mißbrauchen, denn Gott wird den strafen, der das tut!“ Was hängt eigentlich so viel an Namen? Sind sie nicht Schall und Rauch? Kommt es nicht auf den Inhalt einer Sache an, statt auf ihre Benennung? Aber der weniger sprach-, dafür aber um so mehr konsumbewußte Zeitgenosse wird sofort das Anliegen verstehen, einen Namen zu schützen, wenn man ihm den Begriff „Namen“ mit dem Wort „Marke“ übersetzt. Sofort weiß jeder, daß es mit sehr viel Prestige, Renommee und Macht zu tun hat, wenn von einer Produktmarke gesprochen wird. Der Firmenname und das dazugehörige Logo stehen, sofern es sich um milliardenschwere Unternehmen handelt, unter dem vielfach abgesicherten Schutz von Patenten, Eigentumsrechten und Markengarantien. Gelegentlich hat sogar schon eine Militäruniform die Funktion einer Marke eingenommen, die dann die tragikomische Kurzherrschaft des Hauptmanns von Köpenick begründete. Der Mißbrauch dieser Marke wurde entdeckt, und seinem kurzen Triumph folgte die Strafe auf dem Fuße. Mit dem Namen Gottes ist es genauso. Der „Ich bin, der ich bin“ ist ein unverwechselbarer Gott (worauf im ersten Gebot noch einzugehen ist), der nicht duldet, daß mit ihm „Uzebuz getrieben“ wird, wie man im Thüringischen sagt. Darunter ist zu verstehen: Wer im Namen dieses Gottes Dinge tut, die den oben beschriebenen Geboten widersprechen, darf damit rechnen, daß er dafür „bezahlen“ muß. Daß die Soldaten imperialistischer Staaten beider Weltkriege, auf deren Koppelschloß der verfälschte Gottesname eingeprägt war, einen bitteren Preis bezahlen mußten, ist allgemein bekannt. Gerade diese Strafe, die im furchtbaren Erleiden des Krieges und seiner Folgen bestand, hat einen beachtlichen Teil der betroffenen Generationen zu einem geschichtlichen Lernprozeß geführt, der etwas mit Friedensbereitschaft und Friedenspolitik zu tun hat. Es ist schon sehr bemerkenswert, daß die regierenden Sozialisten der DDR zu denen gehörten, denen man eine Verletzung des dritten Gebotes tatsächlich nicht vorwerfen kann: Wer jegliche Berufung auf Gott vermeidet, entgeht der Gefahr, den Gottesnamen zu mißbrauchen! Etwas anders sieht es da schon aus mit jener Kaste, die sich unter der Kapitalherrschaft in die Kommandohöhen der Politik hocharbeitet: Sie benutzen gern und häufig, und manche überschwenglich, den Namen jenes Gottes, dessen Wesen ihnen im Tiefsten fremd geblieben ist. Aber sich in seinem Schein zu sonnen, verschafft Ehre und Reputation in einem Volksbewußtsein, dessen christlich-abendländische Gesinnung in einer Art pseudoreligiöser Abenddämmerung besteht. In der DDR konnte man mit seinem Glauben an Jahwe (JHWH) belächelt, oft jedoch auch geachtet, manchmal widerwillig respektiert werden, weil man gerade irgendwo aneckte. Aber man konnte keinen gemeingefährlichen Unfug mit ihm treiben – bis zu jenem Zeitpunkt um die Mitte des Jahres 1989, als die SED-Führungsspitzen ins Koma sanken und folgerichtig-tragisch die Partei der religiösen Abenddämmerung die von der SED verlassenen Positionen einnehmen und besetzen konnte. Denn die CDU des Kapitalstaates ist die Partei der

Gotteslästerung par excellence. Der Aphoristiker Dietmar Beetz hat es auf den Punkt gebracht mit dem Satz: „Sie haben Gottes Sohn an ihre Firmentür genagelt.“ Deshalb gilt:

Nur gegen das herrschende System kann das dritte Gebot eingehalten werden!

Mit dem zweiten Gebot rücken wir noch näher an das Wesen jenes Gottes heran, der anders als alle Götter und Scheingötter in Geschichte und Gegenwart ein Befreier zur Menschlichkeit sein will: „Du sollst dir kein Bild machen von Gott und der Welt, denn ich bin ein eifernder Gott, der solche Untaten über Generationen hin heimsucht.“ Dieser Satz gehört zu denen, die von der mittelalterlichen katholischen wie von der lutherischen Kirche aus ihrem Gemeinde-Katechismus bewußt weggelassen werden bis auf den heutigen Tag. Darüber muß man sich allerdings auch nicht wundern. Die Kirchen haben sich nämlich im Verlauf ihrer langen Geschichte das Recht herausgenommen, selbst allüberall diese Weisung zu mißachten, indem sie sichtbare geschnitzte, gehauene, gemalte Bilder von allerlei Gottes- und Heiligendarstellungen vor den Gläubigen aufrichteten, damit sie von ihnen angebetet würden – sehr zum Nutzen der kirchlichen Bestandswahrung. Nicht weniger eindrücklich allerdings blieb und bleibt die Aufrichtung unsichtbarer Bilder, mit Hilfe theologischer Sprache, philosophischer Weisheit und mittels logischer Schlüsse konstruierter sogenannter Gottesbilder, Weltbilder, geistiger Denktraditionen und Lehrgebäude. Sie alle wollen etwas „abbilden“, was nicht abgebildet werden kann und was gemäß diesem Gebot auch nicht abgebildet werden darf. Denn alle diese Bilder behindern im Grunde das, was not tut: sich von dem befreienden Gott ansprechen zu lassen und ihm zu antworten, in einem nicht abreißenden Dialog dahinterzukommen, was dieser Gott beabsichtigt. Der Evangelist Johannes faßte diese Erkenntnis in den Satz: „Am Anfang war das Wort ...“ Nun könnte man einwenden, daß nach dieser christlichen Erkenntnis der Satz weitergeht: „... und das Wort wurde Mensch.“ Aber dieses menschengewordene Wort Gottes namens Jesus war eben kein wandelndes Bild oder Abbild Gottes. Er hat sich nicht anbeten lassen, sondern er hat mit sich reden lassen, und er hat zu ihnen geredet. Er hat nichts anderes getan, als Jahwe zur Sprache zu bringen. Er hat weder eine Kirche gegründet noch einen Kult gestiftet, noch eine Religion ins Leben gerufen. Er wollte den Dialog mit Gott beleben, weil Leben im Dialog besteht.

Die Gesellschaft, die uns umgibt, ist statt dessen dialogfeindlich. Sie hat nicht die guten Seiten, sondern die schmachvollen Verirrungen der Kirchen kopiert. Überall wird mit Bildern unser Denken und unsere Sprache erstickt. Wer eine Unterhose kauft, kauft eine ganze Weltanschauung dazu. Wer einen bestimmten Kaffee trinkt, taucht in eine „Welt des Genusses“ ein. Wer eine bestimmte Partei wählt, hat „die Zukunft auf seiner Seite“. Zwischen die Anschauung der Welt, wie sie ist, und unseren Verstand hat sich eine Isolierschicht an Bildern geschoben. Mit immer neuen, immer bunteren, immer „authentischeren“ Bildern werden wir davon abgehalten, die Welt zu verstehen – die um uns ist – und sie zu verändern! Denn die Vielfalt der Bilder macht sie immer unübersichtlicher, immer unverständlicher. Bald werden wir vor den letzten Bildkompositionen der letzten großen Bildmacher stehen und vor ihnen niederfallen und sie – auf unreligiöse Weise – anbeten.

Aber machen wir uns nichts vor: Auch unsere sozialistische Tradition ist der Gefahr der Bildermacherei nicht entgangen. Auch wir Sozialisten haben falsche Bilder zu zerschlagen und scholastische Denkgebäude abzubauen. Da hilft alles nichts: Wir haben uns unseres eigenen Verstandes zu bedienen und das Gespräch um die Wahrheit neu aufzunehmen. „An allem ist zu zweifeln“ – das tut weh. Aber es ist ein gelassenes Zweifeln, denn auch am Endsieg des Kapitalismus darf gezweifelt werden, und der Mißerfolg unseres ersten Sozialismus-Projekts heißt keineswegs, daß kein zweites mehr folgen könnte. Eher im Gegenteil. Wenn wir uns konsequent dem Bilderdienst verweigern, den die gegenwärtig siegreiche Ordnung betreibt, können wir auf Befreiung hoffen. Es gilt jedenfalls:

Nur gegen das herrschende System kann das zweite Gebot eingehalten werden!

Das erste Gebot ist der Schlüssel für das Verständnis aller anderen: „Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir!“ Wenn man das Phänomen, „andere Götter“ oder „falsche Götter“ anzubeten, anthropologisch wendet, dann darf man auch sprechen vom „falschen Bewußtsein“, vor dem wir damit gewarnt sind. Aber wie kann man überhaupt „andere“ Götter von dem „richtigen“ Gott unterscheiden? Was heißt es eigentlich, sich das „richtige Bewußtsein“ anzueignen? Hier müssen wir endlich auf die Todsünde zu sprechen kommen, die sich die ungetreuen kirchlichen Verkünder des Gotteswortes haben zuschulden kommen lassen. Hatten sie das zweite Gebot aus durchsichtigen Gründen gleich ganz unter den Tisch fallen lassen, so haben sie das erste Gebot seines eigentlichen Kerns, seiner inhaltlichen Füllung beraubt. Denn es lautet nach dem hebräischen Text vollständig: „Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus der Sklaverei befreit hat. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.“

Ein Gott, der die Sklavenketten zerbricht, ein Gott, der aus der Unterdrückung durch eine imperiale Großmacht herausführt, kam den kirchlichen Schriftverwaltern höchst ungelegen. Sie entschlossen sich, den befreienden Gott seines eigentlichen Kerns zu berauben, der in seiner Solidarität mit den Unterdrückten und Entrechteten besteht. Als die Kirche seit dem Jahr 300 mit dem römischen Kaiser ihren Frieden geschlossen hatte, mußte der Gott der Christen, der nun auch der Gott Cäsars geworden war, für das Fortbestehen unterdrückerischer Verhältnisse nutzbar gemacht werden. Dazu war er zu „entkernen“, loszulösen von seinem Selbstverständnis. Der Gott, der nun „alles so herrlich regiert“, wurde der „Allmächtige“, der vor allem die Allmacht der Mächtigen zu garantieren hatte. Ein monströser Atheismus im Namen Gottes gewann die Herrschaft im Reich des „christlichen Abendlandes“. Religiös verbrämt, ist er die am schwersten zu überwindende Form der Gotteslästerung. Er hält sich bis heute am Ruder, und ihm hat sich vor allem die verfaßte Christenheit ergeben.

Mit diesem Gott läßt sich auch die angebliche Naturgegebenheit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung als „beste aller möglichen Welten“ schön rechtfertigen. Mit der Zerstörung, mit der Unkenntlichmachung des ersten und wichtigsten Gebots wurde der Weg frei, alle anderen Untaten zu begehen oder zuzulassen, vor denen die anderen neun Gebote warnen. Deshalb ist es auch unglaublich schwer, im Kapitalismus Christ zu sein. Im Sozialismus der DDR seinem christlichen Glauben zu leben, war viel leichter. Denn hier führten die Befreienden nicht ständig Gott im Munde, gerade weil und indem sie Schritte zur Befreiung aus der Knechtschaft unmenschlicher Verhältnisse gingen. Dieses Paradox hat bereits Jesus, das menschengewordene Wort Gottes, formuliert, als er sprach: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: ‚Herr, Herr!‘, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.“ (Matthäus 7,21). Und so gilt auch hier:

Nur gegen das herrschende System kann das erste Gebot eingehalten werden!

Nach diesem Rundgang durch das Land des Menschenfressers entlang dem Geländer der biblischen Gebote bleibt uns nichts anderes, als festzuhalten: Eine Welt, in der das meiste wenigen gehört und in der die meisten wenig zu hoffen haben, widerspricht dem erklärten Willen jenes Gottes, der im „christlichen Abendland“ bis heute unbekannt geblieben ist. Einen „Kapitalismus mit menschlichem Antlitz“ zu erhoffen, ist nichts als der widerchristliche Versuch, ein falsches Bild von Gott und der Welt für den wirklich befreienden Gott, für den allein lobenswerten Gott, auszugeben.

Peter Franz

Die seinerzeit vielbeachtete Artikelserie unseres Autors erschien erstmals in den „RotFuchs“-Ausgaben Nr. 69 (Oktober 2003) bis 73 (Februar 2004). Wir stellen sie mit dieser Wiederveröffentlichung auch Lesern zur Verfügung, die seit damals neu zu uns gestoßen sind.

Hamlet im Mai

Die Traumrolle für alle Schauspieler der Welt ist und bleibt der Hamlet. Das Nonplusultra der Theaterliteratur. Jeder studiert ihn, wenige dürfen ihn spielen. Auch in meinem überlangen Theater-, Film- und Fernsehleben ist er an mir vorbeigegangen. Aber Berührung hatte ich wenigstens mit ihm. Und dies nicht ohne Nachbeben.

Es war Anfang Mai des Jahres 1932, kurz vor meinem elften Geburtstag. Ich drückte mir die Nase platt am Schaufenster des kleinen Bücherladens auf dem Weg zur Schule. Seit vielen Tagen. Jeden Morgen.

Nur durch die Scheibe getrennt stand dort, zwischen einer Reihe von Buchauslagen, das Ziel meines heißen Wunsches: eine kleine bunte Kugel. Ein Globus! Die Erde, wie ich sie bis dahin nicht kannte. Drehbar auf einer schief geneigten Erdachse und in kurzen Intervallen durch ein kleines Lämpchen von innen erhellt. Hell-dunkel-hell-dunkel, genau wie der Herzschlag meines Verlangens. Auf dem kleinen Preisschild stand 8,90 Mark. Unerfüllbar mein Wunsch. Zuviel Geld! Ich konnte auch mit niemandem darüber reden. Es war mein Geheimnis.

Die Zeiten waren hart und bitter. Nach Krieg, Weltwirtschaftskrise und Inflation mit fast 8 Millionen Arbeitslosen regierten Hungersnot und Wohnungsarmut in Deutschland. Zwei Dutzend Parteien kämpften erbittert um das Vertrauen der Wähler und um die Macht im Staat.

Vorgestern, mitten in der Nacht, kam mein Vater nach Hause. Blutüberströmt, Wunden an Stirn, Hals und Armen. Mit einer Gruppe von Arbeitern und gleichgesinnten Kollegen aus dem Betrieb der I.G. Farben in Ludwigshafen war er nach Mannheim in den Rosengarten, den größten Versammlungssaal der Umgebung gepilgert. Ernst Thälmann sprach. Jubelnde Zustimmung und Beifall von fast 2000 Teilnehmern. Auf dem Heimweg wurde laut und begeistert die „Internationale“ gesungen.

Als sie zur Rheinbrücke kamen, wurden sie aus der nächtlichen Dunkelheit heraus von bewaffneten SA-Horden aus Mannheim und Ludwigshafen überfallen und blutiggeprügelt. Papa sah schlimm aus. Mama schrie auf, und wir Kinder weinten. Prügel, Messerstechereien bis zu Mord und Totschlag waren damals politischer Alltag.

Abend für Abend wurde in unserer kleinen Küche debattiert und gestritten. Leute kamen und gingen, die ich meist gar nicht kannte. Worte und Begriffe flogen durch Küchendunst und Tabakrauch wie „Weltrevolution“, „Weltherrschaft“, „optimistisches Wetterleuchten aus dem Osten“ und „Zusammenbruch aller Welten“. Es kam dabei von erbitterten verbalen Gefechten bis zu tödlichen Feindschaften. Onkel Lui, der 1917 mit meinem Papa in der mörderischen Schlacht vor Verdun verwundet worden war, verlor sein mühsam Erspartes durch den Zusammenbruch der Banken und erhängte sich nach solch einer Debattiernacht.

Meine geliebte und schöne Tante Maria wurde das Opfer eines holländischen Heiratsschwindlers. Sie wurde geschwängert und ihres Sparkassenbuches beraubt. Streng katholisch wie alle in unserer Familie – außer Papa – schämte sie sich, war verzweifelt, sah ihr junges Leben am Ende und ging – wie viele Hoffnungslose damals – als letzten Ausweg in den Rhein. Die nach diesem Fluß benannte „Rheinpfalz“ titelte im Mai „Die Welt ist aus den Fugen“.

Vetter Heinz, der Heidelberger Doktorand und spätere Philosoph und Theologe, knurrte verächtlich: „Hamlet! Bei Shakespeare geklaut.“ Er war eine Autorität für mich und ließ mich auf meine Bitte des englischen Dichters Königsdramen lesen, die ich in mich hineinfräß – wobei ich außer Mord und Totschlag nicht viel kapierte. Das einzige, was mehr in mein Herz als in meinen jungen Verstand sickerte, war die Tatsache, daß dieser Hamlet den Mord an seinem Vater rächen wollte und die Kraft in sich spürte, nebenbei auch noch die Welt, die aus den Fugen sein sollte, zu retten. Mehr wollte ich ja auch nicht. Meinen blutenden und in seiner Ehre verletzten Vater rächen. Aber wo liegt dieses Land, das solche Helden gebiert? Es muß größer und stärker sein als unser Land, das gerade einen großen Krieg verloren hatte.

Zu Hause hatten wir nur die Wanderkarte des Pfälzer Waldvereins. Ich wollte mehr sehen. Die ganze Welt. Dazu brauchte ich die kleine bunte Kugel aus dem Buchladen. Den Globus. Die Erde in Händen halten, den Reiß-

die Fugen sehen und erkennen, wo dieses sagenumwobene Königreich liegt. Zu allem Überfluß veröffentlichte die Presse in dieser Chaoszeit ein Gedicht des schon lange verstorbenen Ferdinand Freiligrath unter dem anmaßenden Titel: „Deutschland ist Hamlet!“ Ein Wahn brach aus. Die Figur wurde vieldeutig zum Grübler mit scharfem Geist und tiefdringender Einsicht geprägt. Sie wurde gar zum Repräsentanten der modernen Salonwelten. Ein großer Teil der intellektuellen Jugend wurde von der ungeliebten Politik abgelenkt und verliebte sich in dieses ihr Spiegelbild. Viele Theater spielten den Hamlet modern in Frack und Zylinder oder besetzten die Hauptrolle mit einer sich blasiert gebenden Darstellerin. Aber der Gipfel großer Schauspielkunst war die atemberaubende Ausdeutung durch Gustaf Gründgens. Er spielte sich mit dieser Rolle in die Herzen und Sinne einer großen Literaturfamilie hinein und wurde der Schwiegersohn des Nobelpreisträgers Thomas Mann.

Nun war mein Idol geadelt, und ich schrieb aus des Veters Buch mein Leitmotiv: „Die Zeit ist aus den Fugen! Weh mir, daß ich geboren bin, sie wieder einzurichten!“

Ich träumte mich hinein in diese Tat. Ich spürte Riesenkräfte in mir wachsen. Ich kannte ja schon meinen Schiller und bog seinen Don Carlos für mich zurecht: „Bald 14 Jahre und noch nichts für die Unsterblichkeit getan.“ Christus war doch auch nicht älter, als er die betrügerischen Händler aus dem Tempel jagte, machte ich mir Mut. Meine blühende Kinderphantasie malte sich ihre eigene Heldengalerie: Odysseus, der Papst, Friedrich Schiller, Reichspräsident von Hindenburg und Ernst Thälmann. Dazu kam jetzt der Dänenprinz Hamlet.

Wahrhaft eine politisch-historische Geisterbahn.

Am 9. Mai bekam ich zu meinem Geburtstag den kleinen, heiß ersehnten Globus, fand aber trotz intensiven Suchens weder Reiß noch Fugen. Onkel Willi, der Reichste in unserer Familie, schenkte ihn mir. Sarkastisch drohend meinte er dazu: „Was faul ist in unserem Staate Dänemark werden wir ausrotten, wie dein Hamlet es tat. Mit Stumpf und Stiel!“

Da trug er schon das Hakenkreuz am Jackenkragen. Die tödliche Bedeutung dieses Satzes ging mir erst Jahre später auf.

Und dann ging alles sehr schnell. Eine dramatische Tuberkulose, die mein Vater aus den Schützengräben von Verdun mitbrachte, fesselte mich Monate an eine Kinderheilstätte im pfälzischen Bergzabern. Als ich zurückkam, konnte ich in unserer kleinen Küche die versäumten und ungeliebten lateinischen unregelmäßigen Verben nacharbeiten. In aller Ruhe, keine Streitereien, kein Tabakqualm, keine fremden Leute, kein Politgezänk. Einige Lehrer und Studienräte waren neu, etliche verschwunden. Der neue Rex trug Naziuniform und war von unnahbarer Strenge. Den Religionsprofessor gab es nicht mehr. Am 1. Mai marschierte mein katholischer Pfadfinderverband friedlich bei der Hitlerjugend mit, und für den 9. Mai, meinen Geburtstag, hatte mir Onkel Willi schon die Jungvolkuniform mit Koppel, Schulterriemen und Fahrtenmesser mit eingelassener Siegrune gekauft.

Ich begriff nicht, daß das alles der Anfang vom Ende war. Wie sollte ich auch? Meine Heldengalerie änderte sich nun wie von selbst.

Der Papst und Ernst Thälmann wurden gestrichen und gegen die Nazi-idole Leo Schlageter und Horst Wessel ausgetauscht.

Die Manns flüchteten wie viele andere in die Emigration, und Gründgens machte eine Riesenkarriere mit einem spektakulären Mephisto und seinem unerschöpflichen Talent für Theater und Kino, das er der neuen Welt eitel zur Verfügung stellte.

Die schwärzeste Zeit der deutschen Geschichte hatte begonnen. Es wurden Bücher verbrannt und Menschen gejagt, Waffen geschmiedet ohne Ende und Juden vergast, Länder überfallen, in Trümmer gelegt und deren Völker versklavt.

Auch mein Hamlet-Traum war gestorben. Die Rollen, die ich mir inzwischen im Schauspielstudium erarbeitete, waren Max Piccolomini, der Romeo, Franz Moor und andere. Ich konnte nicht ahnen, daß das Schicksal nach diesem furchtbaren Krieg noch einen Pfeil für mich im Köcher hatte.

Ich erinnere mich mit Entsetzen daran, daß mir der kleine Globus in der ersten Zeit des Krieges Orientierungshilfe war bei der Registrierung der eroberten fremden Länder, die uns nichts, aber auch gar nichts getan hatten.

Alles, was hier geschah, zum Himmel schreiendes Unrecht und Verbrechen, kaum zählbare Millionen von Toten, wurde zur untilgbaren Schuld Deutschlands. Der ach so grüblerische und tiefsinnige Deutsche erfüllte hier seine vaterländische Pflicht als treuer Patriot und tapferer Soldat. Bis zum bitteren Ende. Wie auch ich. Zwölf Jahre Schande lasteten auf unserem Land und auf denen, die das Unrecht nicht nur geduldet, sondern gläubig mitgetragen und so auch mitverantwortlich waren.

Dann kam der 9. Mai 1945, der erste Tag des Friedens. Wundervolle Morgenstille. Kein Schuß mehr, kein Kanonendonner, kein Kriegslärm. Nur das Schlurfen Vieltausender müder Stiefelsohlen. Ausgezogen, die Welt zu erobern, trotteten wir in Zehnerreihen in eine ungewisse Zukunft. Nach der monatelangen Einkesselung durch die Rote Armee ausgehungert, deprimiert und mutlos. Lähmende Ungewißheit. Tief in mir das Geburtstagsglück des WiedergeboreNSEINS, überdeckt von der Angst vor dem Kommenden.

Franz Fühmann, der später bekannte Dichter, sagte: „Sie schlagen uns tot. Was sollen sie anderes mit uns machen? Sie werden uns doch nicht füttern und dann laufen lassen. Wir haben doch nichts anderes verdient!“ Sie schlugen uns nicht tot. Sie haben ihr Brot und ihre Suppe mit uns geteilt. Sie ließen uns aber auch nicht laufen, sondern wir mußten erst einmal unseren Tribut zollen, wenigstens einen Teil der totalen Zerstörungen und Ausplünderungen wiedergutmachen.

Eingesetzt wurden wir überall, wo es am dringendsten war. Trümmer beseitigen und Wiederaufbau von Industrie, Bergbau und Landwirtschaft. Ich war in der Anfangszeit beteiligt an der Wiederherstellung eines riesigen Zementwerks im Norden Lettlands. Trotz einer gewissen Einsicht in den gerechten Ablauf der Ereignisse stand im Zentrum unseres Bewußtseins immer noch die Angst um unser eigenes Schicksal. Alle Fragen nach unserer möglichen Heimkehr wurden mit einem beruhigenden „skoro“ (bald) beantwortet. Daß es fünf oder gar mehr Jahre werden würden, lag in der Luft. Gegen die immer mehr um sich greifenden Depressionen wurde eine kleine Gruppe von Einsichtigen gebildet, die Vorträge, Lesungen und improvisierte kleine Programme gestaltete, an denen ich mich intensiv beteiligte.

Es fanden sich auch einige Schauspieler wie Rainer Blum vom Berliner Gärtnertheater, Erwin Laurenz, Komiker aus Köln, Wolfgang Luderer, junger Schauspieler aus einer bekannten Weimarer Theaterfamilie, Kurt Kisbye, Maler und Bühnenbildner aus Hamburg, Martin Ritzmann, der spätere legendäre Tenor der Staatsoper, Alwin Schock, Bariton und Bruder des weltbekannten Rudolf Schock, Gustl Zorn, Komiker und Theaterallrounder aus Sachsen. Dazu kam als Regisseur unser Mentor, der Drehbuchautor Herman Loeb, der in der Nazizeit unter einem Pseudonym Filme für die UFA schrieb. Zwei oder drei begabte Laien und einige Musiker mit ihren Instrumenten vervollständigten unsere sogenannte Kulturgruppe.

Wir bastelten nach der anstrengenden Tagesarbeit bis in die Nächte an der Qualität unserer Programme. Aber mehr oder weniger blieb es bei Estraden, bunten Abenden oder heiteren Schwänken ohne tiefere Inhalte. Es näherte sich der nächste 8. Mai, der erste Jahrestag der Kapitulation des Nazireichs, wie wir den Tag noch bezeichneten. Walter Flagge, unser Antifa-Mann, überbrachte Wunsch und Vorschlag der sowjetischen Lagerleitung nach einer würdigen Kulturveranstaltung für die deutschen Kriegsgefangenen zum Tag des Sieges der Sowjetarmee. Wir waren ratlos. Wir hatten kein Material für solcherart Programme. Eine Nachfrage am sogenannten roten Brett brachte diese dürre Ausbeute: Teile von Faust II, der Cornet von Rilke und zwei Gedichtbände von Storm und Hölderlin. Der Rest war Naziliteratur. Ein Nachzügler brachte ein zerfleddertes schmutziges Reclam-Bändchen, von dem die erste Hälfte herausgerissen war und die letzten beiden Schlußseiten fehlten. Es sah aus, als ob es für hinterlistige Zwecke oder für das Rauchen von Machorka gebraucht worden sei. Die feste Seite mit dem

Buchtitel war noch vorhanden. Es war eine deutsche Übersetzung von William Shakespeares „Hamlet“. Klägliches Überbleibsel eines großen Dramas. Nichts als ein jämmerlicher Torso. Nach einer langen Nacht der Überlegungen, der Abwägung und des vehement vorgetragenen Für und Wider fiel die Entscheidung. Mit einer Gegenstimme. Die Zeit drängte, und schon in der nächsten Nacht wurde die Besetzung genauso heiß und widerspruchsvoll durchgepeitscht.

Wem traute man diese Paraderolle zu, die nur zu einem Drittel vorhanden war? Und dazu ohne Ophelia und den berühmten Schicksalsmonolog ... Wer hatte die Ausstrahlung dieses jungen Prinzen, der, gerade aus Wittenberg vom Studium kommend, den Mord an seinem Vater rächen sollte und wollte? Der „... von Zweifel und des Gedankens Blässe angekränkt“ trotzdem seinen inneren Auftrag klug und wohlüberlegt durchzuführen imstande war. Der aber auch – sein Land retten wollend – sehenden Auges und brennenden Herzens, nur Unglück verbreitend, alles mit sich reißend, in seinen eigenen Untergang rast. Und das alles in dem berühmtesten Theaterstück der Welt, von dem nur das letzte magere Drittel vorhanden ist.

Wir Komödianten waren inzwischen im Lager bekannt wie die sprichwörtlichen bunten Hunde. Wer sollte sich der Blamage und dem Spott der hartgesottenen Landser aussetzen, die sich unvermittelt und plötzlich einem Bruchstückchen Kunst ausgesetzt fühlten, mit dem sie nichts, aber auch gar nichts zu tun hatten? Die Besetzungskeule traf mich wie ein Donnerschlag. All mein Jammern und Wehren nutzte nichts. In der nächsten Nacht begannen die Proben.

Der Komiker Laurenz spielte die Königin, meine Mutter. Gustl, unser Clown, den Priester und den ersten Totengräber, Luderer meinen Widerpart Laertes und Martin Ritzmann den mörderischen Stiefvater. Rainer Blum, der einzige, der das Zeug zum Hamlet hätte, war über 50 Jahre und zu alt für den dänischen Studenten. Er spielte meinen Freund Horatio.

Die Proben fanden nachts auf der von Kisbye eingerichteten kleinen Bühne des riesigen Speisesaals statt. Kostüme, Perücken, Fecht-Rapiere und Handrequisiten ließ unser weiblicher Kulturoffizier irgendwo in der Nähe aus. Mit jedem Tag stieg unsere Erregung, unser Lampenfieber. Die Generalprobe dauerte bis gegen 5 Uhr in der Früh, und ab 6 Uhr donnerten die scheppernden Lautsprecher mit Marschmusik, Siegeshymnen und Klassikerdarbietungen den ersten Jahrestag des Sieges ein, den 9. Mai des Jahres 1946. „Prasdnik“ war für alle – Feiertag. Wir brauchten nicht zur Arbeit, und es gab doppelte Essenrationen. Nachmittags sollte die offizielle Feier beginnen. Wir glaubten fest daran, daß sich das Programm sehen und hören lassen konnte.

Der große Saal füllte sich rasch mit weit mehr als tausend deutschen Kriegsgefangenen. Kopf an Kopf drängten sie sich auf den selbstgefertigten rauhen Holzbänken.

Punkt 15 Uhr verstummte das Gemurmel, als der sowjetische Lagerkommandant, ein älterer Oberstleutnant, das linke Bein leicht nachziehend, in Paradeuniform mit vielen Orden und Ehrenzeichen geschmückt, den Raum betrat. Alle standen auf. Wir sahen diesen Mann, der unmittelbar für uns alle verantwortlich war, zum ersten Mal.

Begleitet war er von einer ganzen Kavalkade von Offizieren und zum Teil auch weiblichen uniformierten Mitarbeitern. Alle nahmen in der mit Stühlen bestückten ersten Reihe Platz. Gespannte Stille in dem Riesenraum.

Durch den stilisierten Vorhang trat Alwin Schock, sah einen Augenblick fast erschrocken in den vollen Saal und sprach dann langsam und mit sehr deutlicher innerer Anteilnahme das Gedicht von Erich Weinert über Ernst Thälmann „Hoch die Faust!“ Der erste Beifall war noch verhalten. Dann folgte unser kleiner Chor mit den beiden Liedern „Dem Morgenrot entgegen“ und „Kalinka“ in Russisch. Im Saal machte sich schon eine leichte Lockerheit breit. Dann sprach Walter Flagge zum ersten Mal über den Tag der Befreiung und gratulierte der Sowjetunion zum Sieg über den Faschismus. Er streifte dann einige Minuten die Weltlage und die ersten politischen Spannungen zwischen den USA und der Sowjetunion. Hinter der Bühne bekamen wir wenig davon mit, da wir unter dem hohen Druck des Lampenfiebers

standen und unruhig wie Pferde vor dem Start auf unseren Auftritt warteten. Martin Ritzmann hörte ich noch, der auf Russisch die Arie sang: „Wohin, wohin bist du entschwunden?“ (aus Tschaikowskis „Eugen Onegin“). Das war schon etwas, was die Leute da unten anging. Heftiger Applaus und erste Rufe.

Dann erläuterte Hermann mit kurzen, aber prägnanten Worten die Geschichte des Hamlet und die bedauerlichen Einschränkungen unserer Darbietung. Neugierde und angespannte Stille.

Dann trat Rainer Blum auf, schon in Maske und Kostüm von Hamlets Freund Horatio. Rainer war der erfahrenste Schauspieler von uns allen. Und der beste. Ruhig und fast gelassen blickte er in den weiten Raum, wartete einige Sekunden und begann dann langsam, fast nachdenklich mit den weltbekannten Worten: „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage ...“ Wir standen hinter dem Vorhang, schon bereit zu unserem eigenen Auftritt.

Nie in meinem ganzen Leben hörte ich diese Worte besser, eindringlicher und wahrhaftiger als jetzt. Wir spürten, daß Rainer alle, die unten saßen, im emotionalen Griff hatte.

Die Spannung löste sich, und wir wußten, es konnte nichts mehr schiefgehen.

Rainer endete mit der Anklage: „... so macht das Gewissen Feige aus uns allen.“

Bevor Beifall einsetzen konnte, öffnete sich der Vorhang zur Friedhofsszene. Zwei Totengräber schaufelten ein Grab und machten bittere Witze über die alten, gebleichten Gebeine, die sie nach oben warfen. Erste Lacher im Publikum.

Da trete ich mit Horatio auf, und bevor die Unterhaltung mit den beiden Arbeitern ins skurril Makabre abgelenkt, soll ich den nach oben geförderten Schädel aufheben, und in ihm den Kopf des Narren erkennen, der stets den Königshof zu unterhalten hatte. Gedankenvoll wiege ich den blanken Schädel in meiner Hand: „Armer Yorick – wo ist jetzt dein Witz, wo sind deine Schwänke und Lieder, deine Sprünge und Tänze ...?“

Bei den letzten Worten sollte ich den Schädel in meiner Hand leicht tanzen lassen – und da passierte es.

Der Kopf des toten Narren fiel mir aus der Hand über die aufgeworfene Erde, rutschte über den Rand der Bühne und rollte ungebremst bis zur ersten Reihe fast vor die Füße des Oberleutnants, unseres Lagerchefs. Einige erschrockene Laute aus den Reihen, dann Totenstille. Mit einer hilflosen Geste stand ich reglos am Bühnenrand und starrte nach unten. Ich war nicht fähig zu reagieren. Wie auch?!

Tausend Gedanken jagten mir durch den Kopf. War das Leichtsinn, bitterer Hohn oder gar Provokation? Was folgte jetzt nach dieser Blamage für uns alle? Unverzeihlich meine Schuld und mein Versagen. Während ich noch wie gelähmt stand, wollte einer der Offiziere den Schädel aufnehmen, doch mit einer Geste hinderte ihn der Chef. Er bückte sich, nahm den Schädel vorsichtig auf, wog ihn in der Hand und betrachtete ihn einen Augenblick sinnend und sagte wie fragend: „War er ein Soldat?“ Deutsch oder Russisch? Dann ging er langsam die zwei Schritte zur Bühne, reichte ihn mir nach oben und meinte mahnend: „Osteroшно, Gamlet, on byl tschelowek!“ (Vorsicht, Hamlet, er war ein Mensch!) Ich flüsterte verlegen: „Spasibo, gospodin kommandant. Iswinitije, poschalista.“ (Vielen Dank, Herr Kommandant. Entschuldigen Sie bitte!) Mit einem winzigen Anflug von verzeihendem Lächeln sagte der Mann, der vom Alter her mein Vater hätte sein können: „Igraj dalsche, Gamlet!“ (Spiel weiter, Hamlet!) Damit setzte er sich wieder. Ich weiß heute nicht mehr, mit welchen Empfindungen wir die Vorstellung zu Ende spielten. Der heiße Wunsch, die sträfliche Panne wiedergutzumachen, beflügelte uns, und wir spielten uns die Seele aus dem Leib.

Auf der kleinen Bühne wurde geliebt und gehaßt, wurden Intrigen gesponnen, wurde gefochten, sich gegenseitig vergiftet, betrogen und erstochen, bis das Blut floß und der Boden nur noch von Leichen bedeckt war.

Trotz der hohen Konzentration, die mein Spiel erforderte, drängte sich mir plötzlich im Unterbewußtsein der Gedanke auf, ob es nicht Wahnsinn

sei, was wir hier taten. Hatten wir nicht gerade Jahre von Blut und Haß, von Zerstörung und Mord hinter uns? War der Schädel, der Totenkopf an Mütze und Uniform, nicht Symbol einer mörderischen SS? Mußten wir uns für einen solchen Irrwitz wie diese Aufführung hergeben?

Urplötzlich traf mich der Gedanke, daß es auch mich selbst betraf, das kleine Rädchen im mörderischen Räderwerk. Uns alle, die wir hier waren, auf der Bühne, und unsere unten sitzenden Landser, die der Handlung atemlos folgten, wie wir es nie erwarteten. Zur Schuld gehört die Sühne.

Möglich, daß bei dem einen oder anderen ein ähnlicher Gedankengang einsetzte wie bei mir, der ich tödlich verletzt auf dem Bühnenboden lag und Hamlets letzte Worte aushauchte: „Der Rest ist Schweigen.“ Es war lange still. Dann setzte zögernder Beifall ein. Verhalten, aber doch – wie wir empfanden – respektvoll und nachdenklich. Die Wirkung war, auch noch nach Tagen nachhaltiger, als wir hoffen durften. Der Weg von Shakespeares „Hamlet“ bis zu Gorkis „Ein Mensch, wie stolz das klingt“ und zu Majakowskis „Oktoberpoem“ war weit und beschwerlich. Für manche dauert er bis heute. Der Tag der Befreiung am 8. Mai gehörte zum politischen Feiertagsstandard in unserem Land, der DDR. In der Bundesrepublik war er von Anfang an der Tag der Kapitulation, der Schande und der Niederlage. Es dauerte Jahrzehnte, bis die Wahrheit und die politische Einsicht zu des Präsidenten Richard von Weizsäckers öffentlich geäußertem Diktum führte: „Der 8. Mai 1945 war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.“ Um so mehr ist aber die folgende Tatsache nicht nur tief bedauerlich, sondern auch außerordentlich beschämend: Die Einladung der russischen Regierung zur Feier des 70. Jahrestages des Sieges über Nazideutschland wurde von der deutschen Bundeskanzlerin brüsk abgelehnt. Ein Affront, der allen diplomatischen Gepflogenheiten Hohn spricht und für viele Deutsche lange Zeit ein unehrenhafter Eklat sein wird.

Daß unsere Theateraufführung damals eine gewisse Nachhaltigkeit hatte, merkte ich daran, daß ich noch lange, wo ich auch auftauchte im Lager, mit freundlicher Ironie „Gamlet“ gerufen wurde.

Rudi Kurz

Zuerst veröffentlicht als dreiteilige Folge in den „RotFuchs“-Ausgaben 220 bis 222 (Mai, Juni und Juli des Jahres). Wir ehren mit dieser nochmaligen Publikation den Nestor der RF-Autoren, unseren lieben Freund und Genossen Rudi Kurz.

Die Redaktion



An der legendären „Hamlet“-Aufführung am 9. Mai 1946 Beteiligte bei einem Treffen 1991. Von links nach rechts: Kurt Kisbye (Bühnenbild), Gustl Zorn (Priester und erster Totengräber), Rudi Kurz (Hamlet), Wolfgang Luderer (Laertes)



www.rotfuchs.net